

Der Hunger nach Brot – das Begehren des anderen

Hadwig Müller

Hunger und Begehren gehören zu menschlichem Leben ...

Ich spreche von dem Hunger, der durch Essen gestillt wird, und von dem Begehren, das, durch die Begegnung mit einem anderen Menschen geweckt, in der Beziehung umso stärker wird. Hunger ist konstitutiv für menschliches Leben, weil dieses eine dynamische Größe ist, vergleichbar einem Motor, der zum Stillstand kommt, wenn kein Brennstoff verbrannt wird. Hunger bezeichnet das Wesensmerkmal menschlichen Seins „nicht ohne Brot“. Begehren ist konstitutiv für menschliches Leben, weil dieses eine soziale Größe ist, einem Netzwerk vergleichbar, in dem Menschen durch vielfache Beziehungen miteinander verbunden sind. Begehren bezeichnet das andere Wesensmerkmal menschlichen Seins: „nicht ohne andere“.

Die Realität des Begehrens ist komplex. Es drückt die konstitutive Präsenz anderer in meinem Leben unter dem Vorzeichen des Mangels oder des Leidens unter einer Abwesenheit aus. Und es bezeichnet die innere und äußere Bewegung, die darauf hinzielt, eine Beziehung zu anderen herzustellen, in der dieser konstitutive Mangel „nicht ohne andere“ ein Gesicht bekommt. Der Mangel kann dadurch konkreter und tiefer, schmerzlicher, aber auch beglückender gelebt werden.

Das Begehren, von dem ich spreche, ist „Begehren des anderen“¹ im doppelten Sinn. Es ist nicht nur Begehren, das auf den anderen hinzielt, sondern es kommt auch von ihm her. Der andere ist nicht nur sein Objekt, sondern zugleich und vor allem sein Subjekt. Es wird daher in der Beziehung zum anderen nicht erfüllt oder „gesättigt“, sondern erst recht eröffnet und verstärkt.

Hunger und Begehren: zweimal die dringende Suche nach „anderem“: nach Brot, nach einem anderen Menschen; zweimal - im Bild gesprochen - ausgestreckte Hände, zweimal ein Mangel, der sich in einer Bitte aussprechen kann, zweimal eine Not, die „radikal“ ist, weil sie die Wurzeln menschlichen Lebens berührt. Hunger und Begehren sind also nicht wegzudenken aus unserem menschlichen Leben. Beide definieren geradezu, was unser Leben in seiner Angewiesenheit und Zerbrechlichkeit, in seiner Offenheit und Schönheit ausmacht.

... in radikal verschiedener Weise

Hunger und Begehren gehören wesentlich zu menschlichem Leben – aber, und das muss sogleich hinzugefügt werden, in radikal verschiedener Weise: Der Hunger gehört zum Leben als eine Not, die zu lindern und zu beseitigen ist. Das Brot selber beseitigt die Not, „nicht ohne Brot leben zu können“. Das Begehren hingegen gehört zum menschlichem Leben als ein Mangel, der nicht wirklich gelindert oder beseitigt werden kann. Der andere reduziert in nichts diese grundlegende Bedingung unseres Lebens, nicht ohne ihn leben zu können. Im Gegenteil, er ist die ständige Aktualität dieser Bedingung; er setzt sie in Kraft.

Hunger schränkt Leben ein. Die Erwartung und die Freude der Hungrigen besteht darin, dass ihr Hunger beseitigt wird. Hunger soll erst gar nicht aufkommen und noch weniger soll er anhalten und chronisch werden. Das Begehren des anderen hingegen bringt Leben mit sich. In dem Mangel, der sich in ihm äußert, ist der andere anwesend! Es gibt daher keine wirkliche Stillung des Begehrens; ein Stillstand in seiner Bewegung wäre ein Stillstand im Leben. Es geht gerade darum, das Begehren wach zu halten und zu vertiefen. Allerdings kann es auch verdeckt, verdrängt oder verleugnet werden.

Den Hunger stillen, heißt „essen“, und das heißt: vernichten, worauf sich der Hunger richtet: „Nahrung in sich aufnehmen“. Das Begehren wach zu halten verlangt das Gegenteil. Wenn das Begehren der Mangel ist, den der andere in mir weckt, ist es gerade wichtig, dass er oder sie existiert. Im Sinne des Begehrens kann es daher nicht um die Vernichtung durch Einverleibung des/der anderen gehen, sondern darum, ihn/sie in seiner/ihrer von mir unterschiedenen Existenz zu achten, zu schützen und zu bestärken.

Hunger stillen – Begehren wach halten: unmöglich, eine Rangordnung aufzustellen

Brot und Beziehung – auf den ersten Blick scheint die Rangordnung zwischen diesen beiden Zielen der mit „Hunger“ und „Begehren“ beschriebenen Suche offensichtlich zu sein: Zuerst geht es um das Brot, danach kommen die Beziehungen und die Freuden und Leiden, die damit verbunden sind, dem Begehren Raum zu geben.

Bei näherem Nachdenken gelingt es mir jedoch nicht wirklich, zwischen dem „Brot“ und den „Beziehungen“, zwischen der Sicherheit, keinen Hunger leiden zu müssen, und der Unsicherheit eines vom Begehren des anderen bestimmten Lebens eine eindeutige, unveränderliche und allgemeingültige Rangordnung aufzustellen. Ich bin überzeugt, dass beides voneinander abhängig ist. Die Gewissheit, an diesem und dem nächsten Tag Brot zu haben, das den Hunger stillt, ist die Basis für Beziehungen des Friedens und der Freiheit; aber zugleich bilden Beziehungen, in denen Menschen einander als andere achten und anziehend finden und in denen ihr Begehren die Bewegung der wechselseitigen Vergebung

und Befreiung wach hält, die Basis dafür, das Brot zu haben! Die eine Abhängigkeit lässt sich nicht ohne die andere aussagen.

Für diese Überzeugung kann ich eine Erfahrung anführen.² Im Nordosten Brasiliens, auf einem Land, das nicht nur von Dürrezeiten heimgesucht wird, sondern dessen ungerechte Verteilung die vorrangige Ursache dafür ist, dass Menschen und Tiere Hunger leiden, kenne ich Familien, die mit dem Hunger und der Angst vor dem Hunger in erschreckendem Maß vertraut sind - dennoch steht bei ihnen in den Zeiten, in denen sie sich an einer Ernte erfreuen, nicht das Essen im Vordergrund, sondern das Teilen mit anderen. Für sie, die oft genug nicht wissen, was sie in den nächsten Tagen zu essen haben, stehen dennoch die Beziehungen an erster Stelle! Dabei wird das Teilen der Früchte des Feldes zu einem Fest, an dem sich alle beteiligen, so dass das Brot durch das Teilen nicht weniger wird, sondern fast so etwas wie ein Wunder der Brotvermehrung geschieht.

Wenn wir im reichen Norden unserer Welt bei Menschen, die in großer Armut leben, eine solche königliche Freiheit des Teilens nicht erwarten, wenn wir überrascht davon sind - und vielleicht auch demütig erstaunt darüber -, wie außerordentlich beziehungsfähig sie sind, so zeigt dies nur, dass wir selber nicht diese Freiheit des Teilens, diese Beziehungsfähigkeit haben. Und doch kann der Hunger der meisten unter uns gestillt werden. Zwar gibt es auch in unseren Breitengraden immer mehr Menschen, für die das tägliche Brot keine Selbstverständlichkeit ist, dennoch ist wohl nicht zu bestreiten, dass der Mangel an Beziehungen bei uns größer ist als der Mangel an Brot.

Bei seinem Regierungsantritt als Präsident von Brasilien hat Lula das erste seiner Ziele folgendermaßen beschrieben: „Mein Traum soll Wirklichkeit werden: dass jede Brasilianerin und jeder Brasilianer an jedem Tag drei Mahlzeiten zu sich nehmen kann, die ihren/seinen Hunger stillen.“ Vielleicht ist es nicht unmöglich, diesen Traum für unsere deutsche Wirklichkeit folgendermaßen zu übersetzen: „Jede und jeder Deutsche soll an jedem Tag mindestens dreimal auf ihr / auf sein Begehren hören und sich von der Beziehung zu anderen Menschen beglücken lassen, deren Mangel sich in ihrem / in seinem Begehren bemerkbar macht.“

Ohne Zweifel sichert das Brot die Basis, um in Frieden und Freiheit zu leben - aber die Fähigkeit, in Beziehungen sein Glück zu finden, schließt die Fähigkeit zu teilen ein, und nur das Teilen scheint mir der Weg zu sein, um den Hunger zu stillen.

Hunger stillen ist eine Sache der Beziehungen

Die Armen in Brasilien haben es mich gelehrt: Hunger wird dort gestillt, wo Menschen miteinander teilen! Wenn die Regierung Lula zu ihrem Ziel erklärt, dass die Mehrheit der Bevölkerung, die an den Hunger gewöhnt ist, die Möglichkeit bekommen soll, sich satt zu essen, dann hat dies viele Aktionen und Bündnisse, viele Maßnahmen und Initiativen zur Folge. Sie alle sollen ein Schritt

in dieselbe Richtung sein: Umverteilung, gerechtere Verteilung der Güter des Landes. Bei der Größe des Projekts kann allerdings vergessen werden, dass es keine Verteilung ohne ein Miteinander-Teilen gibt und dieses nur durch konkrete Subjekte geschieht. Nur einzelne Menschen und Gruppen teilen miteinander; und das scheint mir der einzige Weg zu sein, auf dem Hunger nachhaltig gestillt werden kann.

Dass Menschen miteinander teilen, ist nicht selbstverständlich. Es verlangt, dass sie zueinander in Beziehung treten, dass sie einander besuchen, einander in die Augen sehen. Dass sie viel Geduld miteinander haben, um zu hören, was das Schweigen und Stottern des einen und das schnelle Sprechen des anderen bedeutet. Dass sie sich Zeit nehmen, untereinander eine Beziehung wachsen zu lassen: dass sie sich gegenseitig zähmen! Dass sie das Risiko auf sich nehmen, sich verletzen zu lassen durch die Fremdheit, die erschreckende Ungleichheit, die zwischen ihnen herrscht. Dass sie es wagen, dennoch einander Glauben zu schenken. Dass sie sich wechselseitig von der Schönheit und dem Lachen ihrer Herzen überraschen lassen. Dass sie sich erlauben zu entdecken, dass sie voneinander angezogen sind. Dass sie sich fragen, welche Folgen ihre Freundschaft haben muss. Dass sie unter ihrer Ohnmacht leiden und unter dem Abgrund, der sie trennt. Dass sie beieinander bleiben und ihre Gaben miteinander teilen.

Wo geschieht ein solches Teilen, ein solches In-Beziehung-Treten zwischen Armen und Reichen, zwischen Nord und Süd, zwischen denen im Zentrum einer Gesellschaft und denen am Rand dieser selben Gesellschaft, zwischen denen „im Dunkeln“ und denen „im Licht“? An vielen Orten und durch viele Menschen³ – auch wenn es noch wenige sind im Verhältnis zur Masse derer, die Hunger leiden. Was treibt diese Wenigen? Ihr Begehren! Eine Abwesenheit, die sie auf die Suche schickt, ein Mangel, der sie ihre Armut wissen lässt. Nicht wie Reiche, die etwas zu geben haben, gehen sie auf den anderen zu, sondern wie Arme, die vom anderen empfangen möchten. Sie verdrängen in sich nicht ihre Suche nach Beziehungen, sie halten in sich ihr Begehren wach oder ihren „Hunger“ im übertragenen Sinn.

Die Autorin

Dr. Hadwig Ana Maria Müller, geb. 1947 in Bochum, ist Theologin und Psychologin. Sie promovierte mit einer Arbeit über Jacques Lacan und Simone Weil. Von 1983 bis 1994 lebte sie in Brasilien, wo sie beim Aufbau von Basisgemeinden, in der Ausbildung von Laien-Führungskräften und in der Organisation der städtischen Landlosenbewegung mitarbeitete. In der Diözese Crateús, im Nordosten Brasiliens, wirkte sie mit beim Aufbau eines Netzes von Schulen der Erwachsenenalphabetisierung im Sinne von Paulo Freire. Heute ist sie Referentin für missionarische Prozesse in Europa im Missionswissenschaftlichen Institut Aachen. Veröffentlichungen u.a.: Leidenschaft: Stärke der Armen – Stärke Gottes (Mainz 1998); Freude an Unterschieden. Kirchen in Bewegung (als Herausgeberin, Ostfildern 2002); Neues Erahnen. Lateinamerikanische und europäische Kirchen im Gespräch (als Herausgeberin, Ostfildern 2004). Anschrift: Missionswissenschaftliches Institut, Postfach 101248, 52012 Aachen. E-Mail: hadwig.mueller@mwi-aachen.org.

Beziehungen leben ist eine Sache des „Hungers“

„Hunger“ meine ich jetzt im übertragenen Sinn: Beim Begehren des anderen geht es darum, auf die Stimme des Mangels im eigenen Innern zu hören, auf die Stimme unserer eigentümlichen Angewiesenheit: „nicht ohne andere“.

Kein Mensch hat für sich allein zu irgendeinem Zeitpunkt Bestand. Wir bewegen uns in Beziehungen zu anderen, die immer schon vor uns da sind. Wir werden gesehen, bevor wir zu sehen vermögen. Wir sind Gegenstand des Gesprächs anderer, bevor wir unsererseits sprechen können. Wer sind wir „selber“, unabhängig von denen, mit denen wir untrennbar verbunden scheinen? Wir wissen es nicht! Was wir wohl wissen, ist, dass wir nicht aufgehen in dem Bild, der Beschreibung, die wir selber oder die andere von uns geben. Dass wir weiter oder auch noch nicht so weit sind, auf jeden Fall in Bewegung, nicht festzuhalten von welcher Vorstellung auch immer. Dass wir dabei sind zu werden, und zwar in den Beziehungen zu anderen. Was wir von uns selber wissen, wie die kostbare Quelle unserer Einzigartigkeit, ist ein geheimnisvolles Anderswo im Verhältnis zum Hier und Jetzt eigener und fremder Aussagen über uns. Dieses „Anderswo“ wirkt sich im Begehren des anderen aus, dass wir immer wieder in einer Beziehung „anzukommen“ suchen.

Das Anderswo des Subjekts, sein Mangel an Da-Sein oder positiv ausgedrückt: sein Überschuss an Werden und Bewegung und das Begehren des anderen kennzeichnen menschliche Existenz als solche. Zwar können wir unser „Fehlen“ und unser Begehren verleugnen. Wir können so tun, als wären wir die, als die wir uns einbilden oder als die andere uns vorstellen, als wären wir nicht mehr im Werden und Ankommen, als gäbe es keine Zukunft, keine Bewegung. Aber all diese gewaltige Arbeit der Verleugnung ändert nichts an der Wahrheit des Fehlens und des Begehrens.

Wie kann man aber auf die eigene Wahrheit, die sich immer entzieht, hören? Wie kann man auf die Stimme des anderen hören, der in seiner Andersheit so wenig zu greifen und festzuhalten, auszusagen oder gar auf ein Bild zu reduzieren ist wie die eigene Wahrheit und der seinerseits „fehlt“ und in der Beziehung zu mir anzukommen sucht? Hier kommt der „Hunger“ ins Spiel. Es geht um ein Leerwerden. Ein Loslassen von Bildern und Begriffen, die dazu verführen, die Wahrheit des anderen und die eigene Wahrheit für begreifbar und vorstellbar zu halten. Einen Verzicht auf jenes Vorauswissen, das alles im Voraus festlegt. Es geht darum, eine Offenheit herzustellen, in der das Anderswo der eigenen Wahrheit wie auch die unbegreifliche Andersheit des anderen unvorhergesehen, unerwartet begegnen kann. Das schließt die Bereitschaft ein, sich gewissermaßen unbewaffnet dieser Andersheit auszusetzen, sich berührbar und verletzbar zu machen, sich aber auch beschenken zu lassen.

Für ein Leben in Fülle

*Der Hunger
nach Brot –
das Begehren
des anderen*

Dann kann der „Hunger“ in ein verschwenderisches Fest umschlagen, die mitgeteilten Gaben können die Möglichkeiten des Empfangens bei weitem übersteigen, und diese Überraschung stärkt den „Hunger“, nicht im Sinn einer schmerzlichen Askese, sondern im Sinne der Vorfreude, der Erwartung. Eine solche Begegnung ist wie ein Schöpfungsakt, sie bringt neues Leben hervor. Fortan richtet sich das Begehren darauf, die unreduzierbare Fremdheit der/des anderen aktiv zu fördern und dazu beizutragen, dass er oder sie immer mehr im Geheimnis des eigenen Andersseins zum Vorschein kommt. Das aufscheinende Anderssein des/der anderen verstärkt das Begehren. Es wird in einer Bewegung gelebt, die nicht still steht, die sich in die ganze Dauer eines Lebens einschreibt.

Als eine „Sache des Hungers“ also ist das Begehren konstitutiv für Leben! Je mehr wir auf die Stimme unseres Mangels hören, desto mehr leben wir. Indem wir auf unser Begehren hören, erkennen wir an, dass wir in dem Bild und dem Wort, die uns darstellen, noch nicht angekommen sind. Diese können höchstens als ein Versprechen, als ein Hinweis auf eine nur zu ahnende Zukunft gesehen und gehört werden. Eine solche Anerkennung unserer noch ausstehenden Ankunft als die, die wir sein werden, schafft die Grundlage für ein Leben in Gemeinschaft. Die Abwesenheit dessen, wer wir sind, in allem, was wir zu sein vorstellen und behaupten, hält uns und unsere Beziehungen in der Bewegung des Werdens. Und diese Bewegung in der Beziehung zu anderen macht unser Leben aus. Unsere Antennen für diese Abwesenheit, für dieses Fehlen, für das Begehren des anderen, sind kostbar. Sie geben den Ausschlag dafür, ob und mit welcher Freude wir immer mehr wir selber werden, ob und mit welcher Qualität wir leben! Das Begehren des anderen erhält nicht nur das Leben, sondern bringt zugleich, mit jeder Überraschung durch die Andersheit des anderen, neues Leben hervor.

Vielleicht kann man sagen: So wenig es wirkliches Leben gibt, wo immer Hunger herrscht – so wenig gibt es wirkliches Leben, wo Menschen das Begehren des anderen unterdrücken. Denn es ist sehr wohl möglich, das Begehren zu verleugnen und sich in den aufgebauten Bildern und Begriffen, in denen man sich und andere zu besitzen glaubt, zu verschließen. Äußerlich geht das Leben weiter. Aber innerlich ist es der Tod – ganz so wie es den Tod bedeutet, seinen Hunger zu verleugnen.

Brot und Beziehungen, die Beseitigung des Hungers und die Weckung und Stärkung des Begehrens des anderen, dienen dem Leben: einem menschlichen Leben, dessen Verheißung die Fülle ist (Joh 10,10). „Leben in Fülle“ heißt nichts anderes als „Leben in Gemeinschaft“. Leben in Gemeinschaft ist „Leben in Fülle“, weil es sich ständig erneuert und vermehrt, sich verausgabt und eben darin vervielfältigt.

¹ In meinen Überlegungen zum Begehren bin ich von Jacques Lacan und seiner Freud-Interpretation beeinflusst. Vgl. Jacques Lacan, *Écrits*, Paris 1966.

² Nach zehn Jahren des Mitlebens und -arbeitens in Brasilien hatte ich die Chance, die

Erfahrungen dieser Jahre theologisch zu reflektieren: Vgl. Hadwig Müller, *Leidenschaft: Stärke der Armen - Stärke Gottes*, Mainz 1998.

³ Ich möchte hier nur auf das Weltsozialforum verweisen, das in diesen Tagen wieder in Porto Alegre zusammenkommt. Viele derjenigen, die daran teilnehmen, sind „Brücken-Menschen“, denen es gelingt, über kulturelle, ökonomische und soziale Trennungslinien hinweg Beziehungen zu knüpfen und in Austausch zu treten.

[klein]



femmes/faim/pain

Joel Marie Cabrita

I. Ein Kessel verbotener Lieben

Bedingt durch Hungersnot, Krieg und die Verwüstungen von AIDS verkaufen Frauen in Afrika ihren Körper gegen Nahrung für sich selbst und für andere. In der Welt der nördlichen Hemisphäre mit überreicher und billiger Nahrung hungern Frauen sich freiwillig zu Tode. Ebenso gibt es Frauen, die geradezu davon besessen sind, ihr Brot zu verschlingen, sich jedoch, nachdem sie es getan haben, genötigt sehen, es wieder loszuwerden. Es gibt auch Frauen, die sich mästen und sich mit billigem Brot, mit Pasta, Fleisch und Kuchen vollstopfen, die die westliche Welt zur Genüge bereithält.

Was bedeutet das alles für die christliche Reflexion, deren Mittelpunkt im Akt des Essens und Trinkens besteht, der Aufnahme des Leibes und des Blutes Christi in der Eucharistie? Wie ist das christliche Sakrament der Nahrungsaufnahme in einer weiblichen Kultur zu verstehen, die sich über das „Gefüttertwerden“ und alles, was das impliziert, in gleicher Weise zutiefst im Unklaren ist, und, noch wichtiger, wie kann es in der Situation konstruktiv eingesetzt werden? Ferner, wie können sich westliche Frauen mit Frauen andernorts in der Welt solidarisch fühlen, die tatsächlich im physischen Sinne des Wortes unterernährt sind?

Im 4. Jahrhundert ging der heilige Augustinus davon aus, dass die Grunddynamik des menschlichen Lebens das Begehren sei, dass es das Begehren sei, das uns auf irgendein bestimmtes Ziel hin bewegt, und dass es letztendlich das Begehren sei, das uns auf Gott zubewegt. Alles menschliche Versagen ist unangebrachtes oder falsch ausgerichtetes Begehren, und die Gnade besteht darin, dass Christus unser Begehren auf sein angemessenes Ziel hin neu ausrichtet. Diese Erfahrung